

Heimkinder als Projektionsfläche

Interview zum Buch von Urs Hafner in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23. November 2011. Copypaste von:

http://www.nzz.ch/nachrichten/zuerich/stadt_und_region/heimkinder_als_projektionsflaeche_1.13390876.html
(Stand 23. November 2011)

Neue Zürcher Zeitung

23. November 2011, Neue Zürcher Zeitung

Heimkinder als Projektionsfläche

Der Historiker Urs Hafner hat die institutionelle Fremdplacierung seit dem Mittelalter unter die Lupe genommen.



Das Bild aus dem Buch «Heimkinder» zeigt Knaben einer Erziehungsanstalt in Regensburg zwischen 1930 und 1940. (Bild: PD)

In seinem Buch «Heimkinder» schildert Urs Hafner die Entwicklung des Kinderheims vom Mittelalter bis heute. Das Fazit ist bedrückend: Der Alltag der Kinder im klassischen Heim war meist von eiserner Disziplin und härtestem Arbeitseinsatz geprägt.

Interview: Dorothee Vögeli

Im Mittelalter schickte man elternlose Kinder auf Betteltour, später steckte man sie in Arbeitshäuser und versuchte, ihre angeblich verdorbenen Seelen zu retten. Seit wann ist der Schutz der Kinder eigentlich ein Thema?

Im 19. Jahrhundert gab es in der Schweiz vereinzelt Bestrebungen, die Kinderarbeit zu regulieren. Aber bezüglich Fremdplacierung ist der Kinderschutz erst über hundert Jahre später – vermutlich im Gefolge der Menschenrechtserklärung – offiziell thematisiert worden. Im Zivilgesetzbuch von 1912 scheint zwar das Kindwohl auf, aber nur insofern, als die Vormundschaftsbehörde im Falle einer «Verwahrlosung» oder «dauernden Gefährdung» von Kindern den Entzug der elterlichen Obhut und die Fremdpflege anordnen konnte. Dahinter stand kaum ein Interesse an Kinderrechten.

Die Missstände im Schweizer Heimwesen wurden erst in den 1970er Jahren angegangen.

Warum so spät?

Schwierig zu sagen. Tatsache ist, dass es sich bei den Anstaltskindern hauptsächlich um Unterschichtskinder, also um die schwächsten Glieder der Gesellschaft handelte.

Trotzdem gab es immer wieder Reformbestrebungen.

Natürlich, aber die Reformen konnten die Kluft zwischen Ideal und Realität, Barmherzigkeitsanspruch und Überforderung nicht überbrücken. Wohl zum ersten Mal kritisierten aufklärerische Kreise Ende des 18. Jahrhunderts die Anstalten und deren Führung. Eine zweite Welle ging Anfang des 20. Jahrhunderts von Carl Albert Loosli aus. Als ehemaliges Heimkind kritisierte er den abgeschotteten, geschlossenen Kosmos der Anstalten. Besonders harsch prangerte Loosli die Rolle der Religion als reines Zucht- und Disziplinierungsmittel an. Dass die Kinder froren, zu viel arbeiten mussten, geschlagen wurden und zu wenig zu essen bekamen, war das eine. Mindestens so schwer erträglich muss die frömmlicherisch verbrämte Erziehung gewesen sein, wie sie Loosli am eigenen Leib erfuhr. Er sah, dass die christliche Ideologie nicht – wie Tag für Tag verkündet – selbstbewusste und fromme Bürger hervorbrachte, sondern misstrauische, verängstigte, unterwürfige und sich einsam fühlende Menschen.

Die Kritik verhallte offenbar.

In das öffentliche Bewusstsein rückte das Problem 1944 mit dem sogenannten Sonnenberg-Skandal. Der Reporter Peter Surava und der Fotograf Paul Senn hatten von den Lebensbedingungen der jungen Zöglinge in der katholischen Erziehungsanstalt oberhalb von Kriens berichtet, worauf diese geschlossen werden musste. Obwohl schon damals auf der Hand lag, dass der Sonnenberg kein Einzelfall war, liessen vermutlich auch ökonomische Zwänge das Unbehagen versickern. Erst durch die im Zuge der 1968er Bewegung entstandene Heimkampagne wurde die konventionelle Heimerziehung in ihren Fundamenten erschüttert.

Wie zuverlässig sind Berichte von betroffenen Heimkindern – in autobiografischer wie in literarischer Form?

Selbstzeugnisse, aber auch Befragungen sind ein wichtiger Zugang zur Realität. Vorsicht ist jedoch geboten, weil uns unsere Erinnerungen, wie wir alle wissen, immer wieder täuschen. Gerade traumatisierende Erlebnisse lassen sich schwer rekonstruieren. Doch das mir bekannte autobiografische Material von ehemaligen Heimkindern zielt meist in eine ähnliche Richtung. Sadistische Bestrafungspraktiken und sexueller Missbrauch kommen häufig vor.

Erlebnisberichte gibt es erst seit kurzem. Wie sind Sie vorgegangen, um sich ein Bild von früher machen zu können?

Mein Buch ist ein Synthesebericht: Ich habe bereits publizierte Studien und Quellen verdichtet, um so die Lebenswirklichkeit der Kinder zu rekonstruieren. Allerdings ist das schwierig, weil

Heimkinder kaum Spuren hinterlassen haben und sich die historische Forschung bis vor kurzem nicht für diese interessiert hat. Aus Jahresberichten, Speisezetteln oder Austrittsstatistiken lässt sich nicht leicht auf Gefühlslagen schliessen. Während meiner Recherchen bin ich erschrocken, wie wenig Verständnis man für die Situation der Heimkinder hatte.

Kindheit und Jugend als einen Lebensabschnitt mit eigenem Erfahrungshorizont zu verstehen, ist ein neuerer Gedanke. Fusst darauf der reformpädagogische Diskurs eines Pestalozzi?

Pestalozzi ist einer der Ersten, die das Kind als eigenständiges Wesen respektierten. Das verarmte und verlassene Kind war für ihn nicht grundsätzlich böse und verdorben. Demnach sollten die Erzieher dem Kind nicht quasi via Trichter Disziplin und Frömmigkeit zuführen, sondern sie hatten mit liebender Zuwendung dessen Selbstentfaltung zu fördern. Pestalozzi dachte ebenfalls in den ständischen Kategorien seiner Zeit: Die ihm anvertrauten Kinder sollten in der Unterschicht bleiben. Und wahrscheinlich schlug auch er sie. In seinem erzieherischen Eifer glaubte er, dass ihm die Kinder für seine Ohrfeigen dankbar waren.

Ihr Buch ist auch eine Geschichte des Umgangs mit Armut. Im Mittelalter war diese nicht verwerflich – hatten es Waisenkinder damals etwas besser?

Auch hier muss man unterscheiden zwischen herrschenden Vorstellungen und Realität: Im Mittelalter war es gottgegeben, arm oder reich zu sein. Deshalb war die weit verbreitete Armut kein Stigma, Betteln war akzeptiert – es gab sogar Bettelzünfte. Dank der Armut erhielten die Reichen die Möglichkeit, sich mit Almosen ihren Platz im Himmel zu sichern. Und sie stifteten Spitäler, in denen auch Waisenkinder mit dem Nötigsten versorgt wurden. Die Kinder lebten laut Quellen oft in den gleichen Räumen wie kranke und gebrechliche Erwachsene. Weil insbesondere im Spätmittelalter die Gewaltbereitschaft hoch gewesen sein muss, dürfte das Leben für mittel- und elternlose Kinder nicht leicht gewesen sein.

Das 1637 in Zürich eröffnete Zucht- und Waisenhaus Oetenbach war das erste seiner Art in der Schweiz. Was war neu?

Mit der Reformation wurde Armut neu bewertet. Arm zu sein, hiess nun oft, schuldig zu sein. Diese Haltung hielt sich bis ins 19. Jahrhundert, ja bis heute. In der frühen Neuzeit wurde unterschieden zwischen guten und schlechten Bettlern, zwischen echten Bedürftigen und solchen, die arbeiten können, aber nicht wollen. Das Zuchthaus Oetenbach war deshalb auch eine Besserungsanstalt für das liederliche Gesindel. Mittels Züchtigung, Zwangsarbeit in den eigenen Textilwerkstätten sowie karger Ernährung sollten Nichtstuer, darunter auch Kinder, auf die ordentliche Bahn gebracht werden. Das angegliederte Waisenhaus stand nur verwaisten Kindern von Stadtbürgern offen. Die Waisen erhielten eine strenge Arbeitserziehung, mit der die Ermahnung zu einem gottgefälligen Leben einherging.

Was passierte mit unehelichen Kindern?

Sie wurden verdingt, die kranken und verhaltensauffälligen Kinder lebten in den Spitälern, die es weiterhin gab.

Im 19. Jahrhundert hatten private Korrektions- und Rettungsanstalten Hochkonjunktur. Was galt es zu korrigieren?

Christliche Erzieher und Vertreter der aufkommenden Vererbungslehre vertraten die Ansicht, uneheliche oder vernachlässigte Kinder hätten die Sündhaftigkeit und moralische Minderwertigkeit ihrer Eltern geerbt. Natürlich gab es Fälle, in denen das Einschreiten der Armenbehörde nötig war, um die Kinder vor noch grösserem Elend zu bewahren. Die Quellen zeigen aber auch einen Ekel des Bürgertums vor der Massenarmut. Vor allem Philanthropen und Pfarrer nahmen sich armer Kinder an, um sie vom äusseren und inneren Schmutz zu befreien. Sie wollten die durch soziale Spannungen erschütterte Gesellschaft mit Anstalten stabilisieren. Arme Kinder wurden zu Projektionsflächen, sie wurden zu Rettern der Gesellschaft hochstilisiert, die es fernab vom Sündenpfehl der Stadt zu neuen Menschen zu formen galt.

Am Schluss Ihres Buchs thematisieren Sie den fundamentalen Wandel im Heimwesen, warnen

aber gleichzeitig vor neuen Projektionen.

Heute gibt es für elternlose und sogenannt verhaltensauffällige Kinder eine Vielzahl von Betreuungsformen. Die meisten Institutionen sind konfessionell neutral und beziehen die Herkunftsfamilie mit ein. Im Vordergrund steht die Befähigung zur Autonomie. Dieses Prinzip hat aber meines Erachtens Grenzen: So sollen Kinder gemäss neueren Verordnungen selber entscheiden können, welche Form der Fremdplacierung die beste ist. Doch so unabhängig und vernünftig, wie manche Erwachsene sich das vorstellen, ist das Kind, das ohne Eltern aufwachsen soll, kaum. Ökonomische Zwänge seitens der Behörden ersticken die Partizipation nicht selten ohnehin im Keim. Das autonome Kind, das seine Rechte einfordert, steht zwar dem verwaehrlosten Kind des 19. Jahrhunderts entgegen. Es ist aber genauso eine Projektion der Erwachsenen.

Buchpräsentation in Zürich

vö. · Im Rahmen der Ausstellung «Verdingkinder reden», die momentan im Schulhaus Kern in Zürich zu sehen ist, wird am Mittwoch, 23. November, Urs Hafners soeben erschienen Buch «Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens in der Anstalt» vorgestellt. Anlässlich der Buchpräsentation, die um 20 Uhr im Volkshaus Zürich stattfindet, werden der 43-jährige Autor und der ehemalige Heimleiter Sergio Devecchi über den Wandel in der Heimlandschaft sprechen. Hafner studierte Geschichte und arbeitet als Wissenschaftsredaktor beim Schweizerischen Nationalfonds. Zudem ist er freier Mitarbeiter der NZZ. Sein Buch ist im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft» (NFP 58) entstanden.

Urs Hafner: Heimkinder. Eine Geschichte des Aufwachsens im Heim. Verlag Hier und Jetzt, Baden 2011. 208 S., 25 Abb., Fr. 38.–. ISBN 978-3-03919-218-2.